

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 24 (2017)
Heft: 263

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kultur

Politsongkur

Nie gebaut

Geistberaubt

Stummes klingt

Hotel glimmt

Bild und Dunst

Kniekrankenkunst

Musique am Berg

Bühnenzwerger

Sätze wie Pflastersteine

Das neuste Album von Göldin und Bit-Tuner hat es in sich: gesellschaftskritisch, basstechnisch und visuell.

TEXT: CORINNE RIEDENER



Bild: bitnik.org/schiiwerfer

Schiiwerfer dauert 31 Minuten und ist kein Album, das man sich vor dem Ausgang anhören sollte. Es könnte nämlich passieren, dass man nach dem dritten Schnaps plötzlich die unbändige Lust verspürt, rabaukend durch die Stadt zu ziehen und irgendwas anzuzünden. Die erstbeste Überwachungskamera, den Zürcher Prime Tower, eine der internationalen Ladenketten, die dem Kleingewerbe den Platz und den Angestellten die Würde wegnehmen, das Bundesamt für Migration oder in St.Gallen: den Bus nach Mörschwil.

Kann passieren. Man sitzt da mit Kollegen, leicht angesäuelt, diskutiert über Trump und die Welt, raucht zwischendurch eine und fragt sich irgendwann: Where is my mind? Dann ist man in der perfekten Laune, um Dampf abzulassen und eines der vielen Symbole abzufackeln, die für unseren dreckigen Reichtum stehen. Schliesslich sind es existenzielle Fragen: Was bringen uns all die zwangsbefriedeten, töteligen Innenstädte, die Unternehmenssteuergeschenke, der politisch gewollte Ausschluss, die Bereicherung und der Profit auf Kosten anderer?

«Was isch scho en Banküberfall gäg d'Gründig vonnere Bank»

Darum geht es auf *Schiiwerfer*. Um steigende Mieten, um den Ausverkauf des öffentlichen Raums, um flächendeckende Überwachung, soziale Ungleichheit, geifernde Grosskonzerne und «Schranksfaschisten» – bassuntermalte Gesellschaftskritik, zusammengefasst mit Sätzen wie Pflastersteinen. Solchen wie diesen (an Bert Brecht geschulten): «Innere Welt vo Diebe isch Dummheit di einzig Sünd. Was isch scho en Banküberfall gäg d'Gründig vonnere

Bank.» Oder hier: «Um üs ume sammled Chastewägä Mensche i ohni Papier, und sammled und mir liged im Gebüsch. Über ois Schiiwerfer. Aber wenn mer scho liit, wie söll me sich no hiwörfe. Me fühlt sich sicher i denä Chreise, bi ois im Quartier hät jedä sini eige Polizeistreife. Me sind nüme zwänzgi. Lueg d'Ziit, döt rennt si. Aber alles wird eifacher nochem erste Nasebruch, nochem zweite unerfreuliche Huusbsuech.»

Göldins Texte schüren die ohnehin schon vorhandene Wut. Auch jene über die eigene Hilflosigkeit. Aber keine Sorge, das einzige, was bisher angezündet wurde beim Trinken, sind beruhigende Sportzigaretten – und zum Glück gibt es noch Gleichgesinnte. Neben einem Menschen einzuschlafen fühlt sich in der Regel halt doch besser an als neben dem Aschenbecher aufzuwachen. Auch davon handelt das Album. Und von weiteren Bewältigungsstrategien aka Pillen und Pülverchen: «Bin ich das oder isch das dä Himmel, wo pink isch. Bin ich das oder isch das d'Welt, wo versinkt. 99 Problem, alli gange mit 1 Valium. Kompletti Begradigung, permanents Stadium. Ufem Taxi Rücksitz, z'spot zum Umtrülle. Im Spiegel nur zwei blassi Gsichter hinter Sunnebrille. Ufem Spiegel all die Möglicheite is Wunderland. Mir, wo immer meh bruched gäg die, wo im Meer versufed.»

Pointierte Beobachtungen

Bei all der geballten Kritik ist *Schiiwerfer* aber kein Protestalbum. Jedenfalls kein klassisches. Göldin ruft nicht dazu auf, Sachen abzufackeln, wie eingangs geliebäugelt. Seine Texte sind auch nicht apokalyptisch-aggressiv, sondern ein Sammelsurium pointierter



Beobachtungen, die zwar meist trocken und abgeklärt daherkommen, aber ohne diesen lästigen Zynismus, der die Leute dauernd befällt heutzutage. Man kann geteilter Meinung sein über Göldins Künste, aber bei diesem Album verzeiht man ihm, dass er rappt. Unbehaglichkeit war selten so «on point». Und zusammen mit den Bit-Tuner-Beats ergibt das eine erfreulich zeitgenössische Mischung.

«Wir wollten ein Gefühl vermitteln, keine Aussage», sagt Göldin. «Das Album dreht sich um eine Welt, die immer seltsamer wird. Lösungen gibt es darauf nicht.» Alles in allem hat die Arbeit an *Schiiwerfer* etwa ein Jahr gedauert. Göldin (Daniel Ryser) und Bit-Tuner (Marcel Gschwend) sind aber nicht eines schönen Tages hingesessen und haben beschlossen, dass es wiederum Zeit wäre für eine Kollaboration. «Wir wollten uns nicht wiederholen, sondern auf den richtigen Moment warten», erklärt Göldin. «*Schiiwerfer* ist eigenständig, das hat uns überzeugt.»

Die schneeweisse Welt der Multis

Eigenständig ist auch das Artwork zum Album. Es kommt von Bitnik (Carmen Weisskopf und Domagoj Smoljo) und ist viel mehr als die blosse Verpackung der neun Tracks auf *Schiiwerfer*. Die rudimentär interaktive Plattform www.bitnik.org/schiiwerfer/, wo das Album auch kostenlos heruntergeladen werden kann, ist ein Ort mit fast schon therapeutischem Wert. Jeder Track spielt in einem eigenen Level, das mit der Maus erforscht werden kann. Da gibt es zum Beispiel die schneeweisse Welt der Multis wie Starbucks, Burger King oder Heineken zu ent-

decken (*It Was All A Dream*), ein «Hot or Not»-Tool (*Violett*) und wer will, kann sich den Kopf von Zürich noch ganz verdrehen lassen (*Schiiwerfer*).

Das tollste Level – und wohl auch das präventivste, um nochmal zurückzukommen auf die Abfacklungs-Fantasien – ist aber der Egoshooter mit Hamster im Grossraumbüro zu *Dynamite*. Fünf Minuten in diesem Land und die Pyros können warten. Vorläufig.

Göldin & Bit-Tuner live:
27. Januar, Kraftfeld Winterthur

kraftfeld.ch

3. Februar, Palace St.Gallen, mit Überraschungsgästen

palace.sg

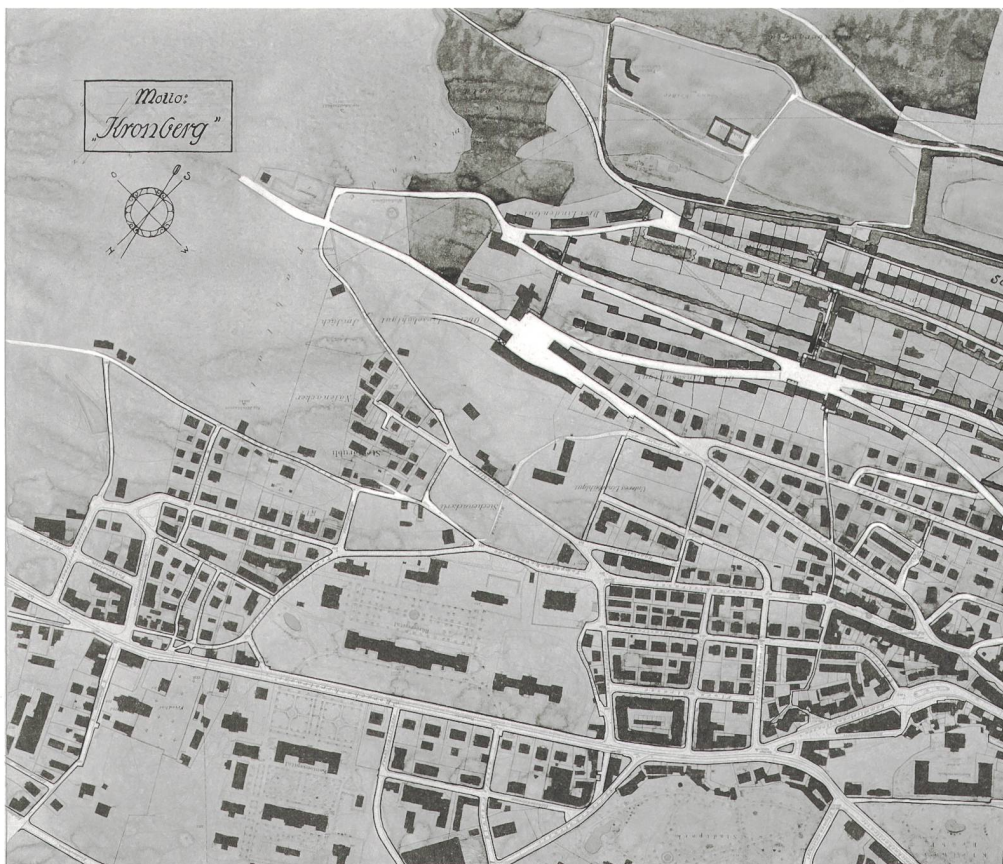
Nie gebaut

Ein Schräglift nach Rotmonten. Eine gusseiserne Markthalle. Zwei Stadttürme im Osten. Auf dem Gebiet der Stadt St.Gallen gibt es Dutzende Projekte, die nie gebaut wurden. Ein Buch erinnert jetzt daran.

TEXT: RENÉ HORNUNG



Wartehaus am Spisertor, 1909



Überbauungsplan «Kronberg», 1914

Um viele Bauprojekte, die im Laufe der Jahrzehnte aufgetaucht und wieder untergegangen sind, ist es nicht schade. Vor allem nicht um die grossspurigen Strassenprojekte und Parkhäuser (mehr dazu auf S. 10). Auch manch einem Überbauungsplan weint niemand eine Träne nach. Und dass St.Gallen trotz mehreren Anläufen bis heute keinen Bärengraben hat, ist ebenfalls zu verschmerzen. Doch warum konnten sich kühne Infrastrukturprojekte nicht durchsetzen? Etwa die Tramlinien und Seilbahnen oder die grosszügigen Sportanlagen?

Eine Vorortsbahn nach Arbon

Wäre es gekommen wie um 1909 geplant, stünde heute am Spisertor vielleicht ein grosszügiges Wartehaus und nicht das Mini-Dach der Appenzeller Bahnen. Der Ausbau der Vorortsbahnen war damals ein grosses Thema, darunter auch eine direkte Verbindung nach Arbon. Sie ist heute weit hinten in der Prioritätenliste des Agglomerationsprogramms wieder aufgetaucht. Théo Buff berichtet in seinem neuen Buch von einer Bahn, die in 22 Minuten vom Heiligkreuz nach Arbon hätte fahren sollen, und er merkt an, dass das Postauto vom Bahnhof St.Gallen nach Arbon heute 28 Minuten brauche.

Einen anderen aktuellen Bezug gibt es zur Erschliessung des Rosenbergs. Im Zuge des diskutierten neuen Campus am Platztor geht es auch um eine direkte Verbindung auf den Berg, zum Beispiel in Form

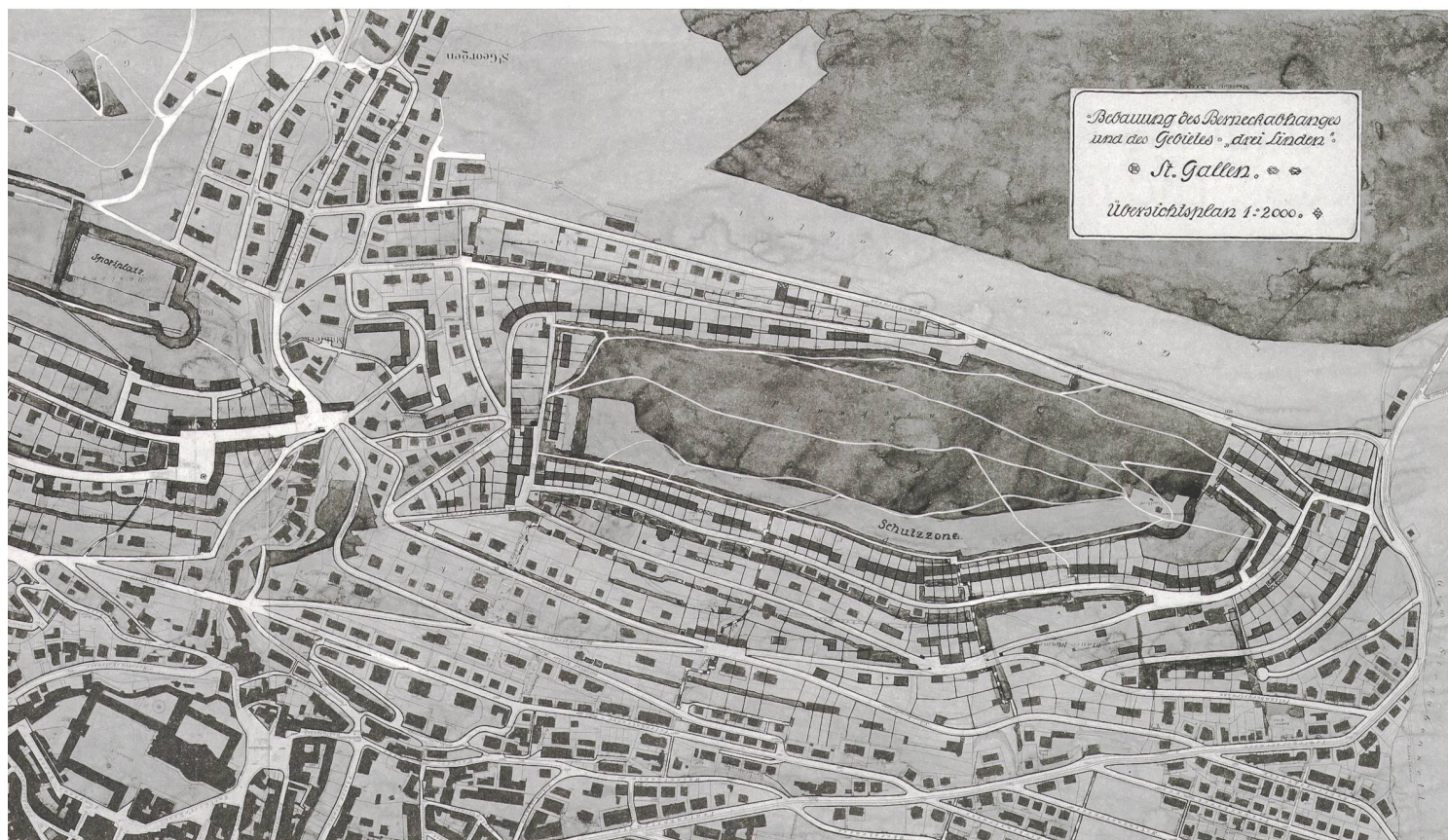
eines Schräglifts. Diese Idee ist keineswegs neu: In den 1970er-Jahren war das noch ein Thema für einen Aprilscherz, aber Ende der 1980er-Jahre wurden durchaus ernst gemeinte Pläne gezeichnet. Auch für die Quartiere Watt und Oberhofstetten gab es entsprechende Erschliessungs-Ideen.

Die Diskussion um die Neugestaltung des Marktplatzes ist ein weiteres, ewiges Feld. Bernhard Simon (der Architekt der Häuserzeile von Post- und Bahnhofstrasse und «Erfinder» von Bad Ragaz) hatte 1865 eine imposante gusseiserne Markthalle vorgeschlagen. Wenige Jahre später, 1872, trumpfte Christoph Kunkler (der Architekt unter anderem des Kunstmuseums im Stadtpark) mit einem neuen, repräsentativen Vorschlag auf.

Jahrzehnte später gab es um die – heute von vielen geschätzte – «Rondelle» viele Diskussionen. Bevor sie 1951 eingeweiht wurde, hatten die Gassengesellschaften Einspruch erhoben. Der Pavillon sei vom ästhetischen Standpunkt aus «zweifellos keine Bereicherung des Marktplatzgebildes». Und der geplante Fischstand vertrage sich nicht mit dem Zeitungskiosk. Schliesslich brauche man alle Flächen auf dem Marktplatz für Autoparkplätze.

Grossquartier am Schattenhang

Neben vielen nie gebauten öffentlichen Gebäuden ist der Autor, Historiker und als Stabsmitarbeiter der Direktion Bau und



Planung der Stadt tätig, auch der Entstehungsgeschichte der zahlreichen, im Estrich des Amtshauses liegenden Modelle für Überbauungen nachgegangen. Für praktisch alle Aussenquartiere gab es schon Pläne und alle hätten zu typischen Agglomerationen geführt.

Seit gut hundert Jahren gab es immer wieder neue Ideen, die Stadt dem Schattenhang entlang hinauf wachsen zu lassen. Die heutige Überbauung am Tivolihang an der Meienbergstrasse war schon 1914 in einem allerdings weit grösseren Projekt mit Namen «Kronberg» (Bild) angedacht. Es hätte bis zu den Weihern hinauf reichen sollen. Ähnlich wie im Schoren wäre in einem der Projekte der Zugang durch ein Tor erfolgt, und das Tram hätte bis dort hinauf fahren sollen. Der erste Weltkrieg machte der Vision einen Strich durch die Rechnung.

Grosse Planungen gab es aber auch noch vor 30 Jahren. Architekt Marcel Ferrier hatte 1987 in einen Stadtplan mögliche Verdichtungen im Osten eingezeichnet. Bei der Spinnereibrücke schlug er zwei runde Türme als Eingangstor vor, allorten finden sich in seinem Plan rote Flecken. Sie stehen für Neubauten.

Eine Stadt, wie sie nie gebaut wurde reiht Projekt an Projekt, und der Autor verknüpft sich zwischendurch auch persönliche Bemerkungen nicht. Zu den Plänen am Berneggang fragt er: «Eine Zersiedlung ist kaum mehr vorstellbar. Oder?»

Unbeliebte 13

Théo Buff ist Mitglied jener Kommission, die die Strassennamen vergibt. So kann er auch hier aus dem Vollen schöpfen. Ein heiteres Kapitel widmet er der «unseligen 13»: 1933 hatte der Stadtrat dem Begehren von Maria Rosa Rizzi-Götti stattgegeben, ihrem Haus an der Florastrasse statt der bisherigen Nummer 13 neu die Nummer 15 zuzuteilen. Im Haus mit der Unglückszahl 13 sei es nämlich zweimal hintereinander zu Todesfällen gekommen. In der Folge mussten auch die zwei benachbarten Häuser – auf Kosten der Antragstellerin – umnummeriert werden. Prompt gab es Leserbriefe, die darauf hinwiesen, dass es die Florastrasse mit der Nummer 13 schon seit mehr als 30 Jahren gegeben habe. Dennoch: Die Florastrasse 13 existiert seit damals nicht mehr.

Weniger Glück hatte der bekannte Schreiner und Heimatschützer Theodor Schlatter, der kurz zuvor sein Haus an der Fliederstrasse 13 ebenfalls umnummerieren lassen wollte, weil es sich bis dato nicht habe verkaufen lassen. Das Katasteramt stellte dann aber fest, dass Schlatter die Hausnummer ja bereits demontiert hatte. Dass viele weitere Hausbesitzer mit der «unseligen 13» ihre Mühe hatten, zeigt der Autor an einem Dutzend weiterer Strassen, an denen es bis heute keine Hausnummer 13 gibt.

Das von der Direktion Bau und Planung herausgegebene Buch schöpft aus ei-

nem riesigen Fundus. Zwar sind einzelne Kapitel mit der dichten Aneinanderreihung von Projekten etwas überfrachtet, doch sie machen deutlich, dass wir mitunter auch Glück gehabt haben, dass der eine und andere Plan nicht umsetzbar war. Illustriert ist das Buch mit historischen Fotos und Plänen und aktuellen Zeichnungen von Corinne Bromundt.

Théo Buff: *St.Gallen. Eine Stadt, wie sie nie gebaut wurde*. Herausgegeben von der Stadt St.Gallen, Direktion Bau und Planung. VGS Verlagsgenossenschaft St.Gallen 2016, Fr. 38.–

Aus der Welt des Vergessens

Sie schaut ins Leere – und ihr Blick lässt einen nicht mehr los. Die in Konstanz lebende Stefanie Scheurell hat ihre demente Grossmutter begleitet und porträtiert. *RUTH* heisst das kontroverse Werk.

TEXT: VERONIKA FISCHER



Demenz: eine Krankheit, die sich nicht nur im Inneren abspielt, die nicht heimlich, still und leise kommt, wie ein Tumor. Nein, Demenz geht nach aussen und kann sehr laut sein. Wenn der erkrankte Mensch singt, ruft, schreit, hysterisch lacht, Geschichten erzählt, in ständiger Wiederholung, Geschichten aus der Kindheit, aus der Jugend, von früher. Und dann werden Details vertauscht. Die Namen der eigenen Kinder sind vergessen. Orte, die es nicht mehr gibt, werden wieder präsent. Was gestern war, ist nicht mehr zugänglich, dafür aber der Name des ersten Haustiers, von dem so viel erzählt wird, als wäre es wieder lebendig, nach 75 Jahren.

Dann wird Alltägliches vergessen, Dinge verschieben sich. Eine Zahnbürste ist keine Zahnbürste mehr. Das Geschirr kommt in den Kleiderschrank. Wenn der Paketbote klingelt, löst das Angst aus. Alte Traumata, die längst vergessen waren, klaffen auf, in einem Kontext, den keiner begreift. Die Erkrankten scheinen sich selbst verloren zu haben, zumindest das gegenwärtige Selbst, und sie scheinen sich selbst zu finden in alten, längst vergangenen Dingen.

Was geschieht mit dem Ich im Laufe dieser Krankheit? Diese Frage stellt sich der Forschung, und sie begleitet Stefanie Scheurells Arbeit. «Ruth» hiess die Grossmutter der Künstlerin, die 2009 verstarb, *RUTH* ist der Titel der damaligen Ausstellung und eines Bildbandes, der jetzt in limitierter Auflage vorliegt.

Orangen in der Waschmaschine

Die Porträts stechen sofort ins Auge. Sie blicken vom Cover des Buches, hinein ins Leere, vorbei am Betrachter, in eine andere Welt. Der Wendeumschlag des Bildbandes lässt vier verschiedene Perspektiven zu. Das passt zum komplexen Inhalt. Scheurell verbindet Porträts mit Dokumentationsfotos aus der damaligen Installation *RUTH*. Darunter ist beispielsweise eine Sequenz, in der Ruth eine Waschmaschine mit Orangen befüllt, hinzu kommen Monologe, inhaltlich absurd, beängstigend, dann wieder komisch, rührend, traurig – die ganze Palette von Gefühlen, hineingepresst



in ein paar Sätze, die wie von selbst aus Ruth herauskommen. Es gibt keinen Verstand mehr, der dirigiert.

All das ist von Scheurell festgehalten und dokumentiert. Wobei die Krankheit selbst nicht Inhalt der Dokumentation sein soll. «Ich habe mir nie direkt zur Krankheit Gedanken gemacht. Wichtig war mir Omas individuelles Ich und ihre absurden Realitätssprünge, diese Verschiebung und Überlagerung der Welten. Und eben ihr besonderer Charakter», sagt die Fotografin.

Womit man bei der moralischen Frage wäre: Ist es in Ordnung, eine demente Person derart abzubilden? Sie zu verkleiden, zu bemalen, ihr Verhalten zu filmen, sie als Objekt der Kunst zu zeigen, als Kunst-Werk? Um derlei Fragen drehen sich die differenzierten Begleittexte des Bildbands: Beschreibungen des Werkes, Erklärungen zur Krankheit, ein Interview mit der Künstlerin, Einblicke aus kunsthistorischer, medizinischer und persönlicher Perspektive.

Es geht um Wertschätzung

Ruth wird so nicht zum «Objekt» degradiert, im Gegenteil: Scheurells Porträt ihrer Grossmutter wird zur Hommage an deren Charakter und Persönlichkeit. Es bringt Eigenschaften und Erlebnisse von Ruth zum Vorschein, die nicht erst mit der Krankheit entstanden sind, sondern weit vorher.

Mit dem Projekt erfüllt sich ein Traum, der Ruth zeitlebens versagt war: Schauspielerin zu sein. Etwas darzustellen und sichtbar zu machen. Sich zu verkleiden, Dinge überzuziehen, zu überzeichnen, zu provozieren. Um zum Nachdenken anzuregen. Um gesehen zu werden. Um zu bewegen. All das geschieht beim Betrachten von *RUTH*.

Stefanie Scheurell: *RUTH*, 45 Euro, zu beziehen bei der Künstlerin: stefanie.scheurell@gmail.com

Pferdegetrappel und Schiffshupe



Szene aus *Die Abenteuer des Prinzen Achmed*.

Im Januar finden in St.Gallen zum dritten Mal die Stummfilmtage statt. Ihr Star ist die Wurlitzer-Orgel.

TEXT: PETER SURBER

Wenn Bernhard Ruchti in die Tasten greift, glaubt man sich nach Hollywood versetzt. Ein Druck auf «Pferdegetrappel», und schon jagt John Wayne über die Prärie. Oder die Taste «Cable Car» – und wie von Zauberhand taucht die Silhouette von San Francisco auf. Das grandiose Instrument, das diese Zeit- und Raumreisen in Gang setzt, ist eine Wurlitzer.

Die Wurlitzer von St.Georgen: Eine von gerade einmal drei Original-Orgeln, die in der Schweiz stehen. Bernhard Ruchti, als Organist der Kirchgemeinde von St.Gallen C tätig, hatte bei einem Studienaufenthalt in den USA 2010 die «Theatre Organ» kennengelernt. Zurück in St.Gallen gelang es ihm, ein Originalinstrument ausfindig zu machen, in den USA restaurieren und in St.Georgen einbauen zu lassen.

Die grosse Zeit der «Theatre Organ»

Hier im Kirchgemeindehaus intoniert die Wurlitzer jeweils am Sonntag im Gottesdienst Kirchenlieder, Bach oder Buxtehude, und sie sei auch dafür gut geeignet, sagt Ruchti. Einmal im Jahr aber blüht sie auf: an den St.Galler Stummfilmtagen. Die St.Galler Wurlitzer stand seit 1923 in einem Kino in der US-Kleinstadt La Porte im Bundesstaat Indiana. Die «Theatre Organ» ist ein Instrument, das von Anfang an für die Zwecke der Unterhaltungsmusik gebaut wurde. Solche «Kino-Orgeln» boomten in den 1920er- und 1930er-Jahren in den USA in der hohen Zeit des Stummfilms und der riesigen «Lichtspieltheater», während sie in Europa nie recht populär wurden.

Was die Wurlitzer auszeichnet, ist zum einen die Technik – ein gegenüber herkömmlichen Kirchenorgeln um das Mehrfache verstärkter Winddruck, der das Instrument rasch reagieren lässt, sowie die als «Unit Organ» bezeichnete Bauweise, mehrere Register mit einer einzigen Pfeifenreihe zu kombinieren. Zum andern bietet die Wurlitzer neben den traditionellen Orgelregistern (Flöte, Vox Humana, Prinzipal etc.) eine Vielzahl speziell auf das Kinoerlebnis ausgerichteter Zusatzklänge: Pauke und Tamburin, Kastagnetten, Snare Drum, Vogelgezwitscher, Auto- oder Schiffshupe, Feuerwehirsirene und eben: Pferdegetrappel und Tramglocklingel.

Kinokunst aus 1001 Nacht

Auch wenn man heute auf die Idee kommen könnte: Digital entstehen diese Töne keineswegs. Hinter der Bühnenwand im Kirchge-

meindehaus St.Georgen sind vielmehr die Geräuschverursacher einträchtig neben den Orgelpfeifen installiert: eine Trommel, Glocken, Becken, Xylophon, allerhand Tut- und Bläsergeräte. Die Signale werden zwar elektrisch übermittelt, die Klangerzeugung geschieht aber real. Und ein leistungsfähiges Schwellwerk trägt das seine dazu bei, dass die Orgel wummert und braust, wenn die Emotionen auf der Leinwand hochgehen.

Oder sie knottet, als stolpere gleich Buster Keaton um die Ecke. An den diesjährigen, dritten Stummfilm-Konzerten vom 13. bis 15. Januar wird er das auch tun, in den Filmen *Steamboat Bill jr* und *My Wife's Relations*, live begleitet vom Wurlitzer-Spezialisten Andy Quin. Im Zentrum des Programms steht der Silhouettenfilm *Die Abenteuer des Prinzen Achmed* von Lotte Reiniger, geschaffen 1923–1926 in Potsdam, der als erster abendfüllender Animationsfilm gilt. Darin erzählt die 1899 geborene Pionierin des Scherenschnitt-Films in 96'000 Einzelbildern die Geschichte von Prinz Achmed, seinem Zauberpferd und seinem Kampf gegen den bösen Zauberer und um die Liebe von Pari Banu. Der Film, zehn Jahre vor Disneys erstem Langfilm *Schneewittchen*, ist ein Prachtstück mit seinen bewegten Silhouetten, den gefärbten (viragierten) Hintergründen und der ränkereichen Geschichte. Und: mit seiner Musik. Die Originalkomposition ist erhalten und dient Bernhard Ruchti in einzelnen Motiven als Inspiration für die improvisierte Live-Begleitung.

Anspruchsvoll an einer solchen Improvisation sei unter anderem das Timing – es gelte, parallel zum Film Spannungen aufzubauen, aber nicht zu früh und nicht zu spät. Und: Das Publikum soll die Filmmusik nicht bewusst hören, aber ihr dennoch emotional folgen. «Demagogisch» könne eine gute Filmmusik geradezu sein, wenn die Dramaturgie stimme. Um das zu erreichen, heisse es üben, bis er als Musiker gleichsam eins geworden sei mit dem Film. Gelingen das, dann mache Livefilmmusik unheimlichen Spass, sagt Ruchti. Man könne reagieren auf die Stimmung im Saal; Musik und Film und Publikum kämen sich nahe wie sonst nie im Kino.

13. Januar, 20 Uhr:

Die Abenteuer des Prinzen Achmed; Bernhard Ruchti, Orgel

14. Januar, 20 Uhr:

Steamboat Bill jr und *My Wife's Relations* (Buster Keaton); Andy Quin, Orgel

15. Januar, 15 Uhr:

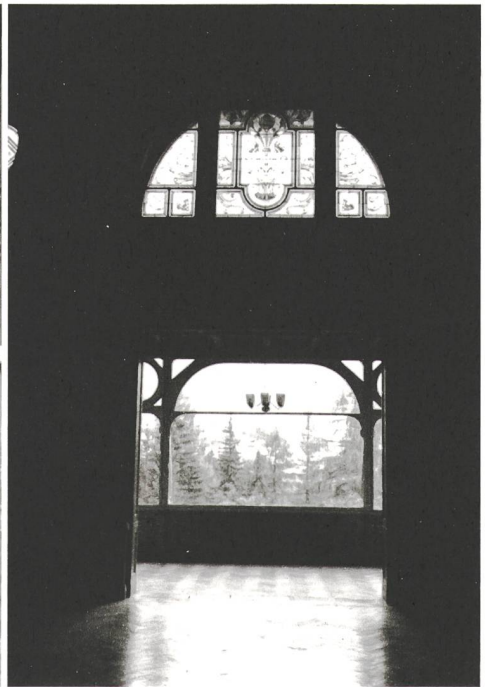
Laurel & Hardy, für Familien mit Kindern; Andy Quin, Orgel

stummfilmkonzerte.ch

Dürrenmatts Hotelbrand

Im Januar bringt das Theater St.Gallen Dürrenmatts letzten Roman *Durcheinandertal* erstmals auf die Bühne. Vorbild war das Hotel «Waldhaus» im Engadin. Es brannte sechs Wochen nach der Buchpremiere ab – wie es im Buch stand. Eine Bild-Erinnerung.

TEXT: RENÉ HORNUNG



Das «Waldhaus», 1984/85 im leergeräumten Zustand: Entrée, Säle und Blick auf Terrasse. Bilder: Walter Büchi

«Moses Melker – selber steinreich – hat eine Theologie der Armut entwickelt. Er möchte die Reichen von der Last des schnöden Mammons erlösen, damit sie der Gnade Gottes teilhaftig werden. Ein Gangster-Syndikat nimmt den Gedanken auf, erwirbt im Schweizer Durcheinandertal ein Kurhotel für Millionäre und lässt es zum Haus der Armut umbauen...».

So stand es im Klappentext zum Roman *Durcheinandertal* von Friedrich Dürrenmatt 1989. Klar ist, dass der Ort der Handlung das Fünf-Sterne-Hotel «Waldhaus» in Vulpera im Unterengadin ist. Es wurde 1895–1897 nach Plänen des Architekten Nikolaus Hartmann erbaut. Es war mit sehr edlen Materialien aufwendig ausgestattet und stand unter Denkmalschutz. Dürrenmatt kannte das Hotel seit 1957, und er kehrte mehrmals hierher zurück. Seine Spaziergänge in der Region haben ihn angeblich zu verschiedenen literarischen Stoffen inspiriert.

Anfang der 1980er-Jahre geriet das Hotel allerdings in eine Krise. 1982 musste Nachlassstundung angemeldet werden und zwei Jahre lang – 1983 und 1984 – war es geschlossen. Doch dann wurde es von neuen Eigentümern übernommen und teilweise renoviert.

In Dürrenmatts Roman brennt das Hotel zum Schluss ab. Sechs Wochen, nachdem das Buch erschienen war, brannte auch das reale «Waldhaus» am 27. Mai 1989 in nur wenigen Stunden komplett aus. Die Untersuchungsbehörden gingen von Brandstiftung aus, doch Täter konnten nie ermittelt werden. Friedrich Dür-

renmatt besuchte zusammen mit Charlotte Kerr im Herbst noch die Brandruine, bevor sie abgerissen wurde. Jahre später, 2004, wurde rund um den Hotelbrunnen und ein paar übrig gebliebene Holzstützen ein Kurpark eingerichtet.

Das Theater St.Gallen bringt Dürrenmatts Roman erstmals in einer Theaterfassung auf die Bühne. Und schreibt dazu: «In seinem letzten Roman kehrt Dürrenmatt noch einmal unten nach oben und oben nach unten. Die Süddeutsche Zeitung schrieb bei seinem Erscheinen 1989: «Dieser Roman wird als Gesellschaftssatire voller Ironie, als eine Groteske mit holzschnittartigen Elementen der Räuberpistole in die Literaturgeschichte eingehen.» Der Hotelbrand war allerdings keine Räuberpistole – sondern bittere Realität.

Premiere *Durcheinandertal*:
6. Januar, Grosses Haus Theater St.Gallen
theatersg.ch

Ein ungelöster Fall

Die Ausstellung im Vorarlberg Museum «Der Fall Riccabona» dokumentiert eine schillernde Figur und eine Familiengeschichte mit Blindstellen.

TEXT: KURT BRACHARZ

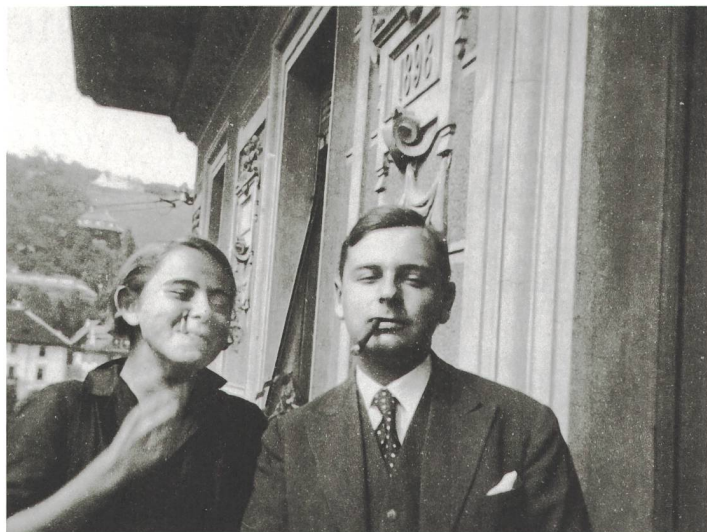
Wenn in Vorarlberg der Name Riccabona heute in einem Gespräch fällt, denkt man unweigerlich an Max Riccabona (1915–1997), der als selbstinszeniertes Bregenzer Original drei Jahrzehnte lang eine auffällige Erscheinung im regionalen Kulturleben war. Man könnte ihn auch als «Fall» sehen, aber die Ausstellung und das dazu veröffentlichte umfangreiche Begleitbuch haben ein viel weiter gefasstes Thema, nämlich die Geschichte der Familien Riccabona und Perlhefter im 20. Jahrhundert in Feldkirch.

Engagement im Widerstand – ohne Belege

Diese beiden Familien verbanden sich 1906 durch die Heirat von Gottfried Riccabona (1879–1964) mit Anna Perlhefter (1885–1960). Die Riccabonas waren 1894 aus Kaltern in Südtirol nach Feldkirch gekommen, Perlhefters 1884 aus Ostböhmen. Die Eltern von Anna Perlhefter waren kurz vor ihrer Übersiedlung vom jüdischen Glauben zum Katholizismus konvertiert, und sowohl Anna als auch ihr Bruder Max Perlhefter heirateten nach katholischem Ritus. Ab dem Anschluss Österreichs 1938 galten ihre Ehen im nationalsozialistischen Jargon als «Mischehen», weil Anna und ihr Bruder vier jüdische Grosseltern hatten und damit ungeachtet ihrer aktuellen Religionszugehörigkeit nach der «Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz» vom 14. November 1935 als «Volljuden» galten (mit drei jüdischen Grosseltern war man «Jude»). Mit dem «Fall Riccabona» sind die Schikanen der Nazis gemeint, unter denen beide Familien zu leiden hatten, von Schul- und Berufsverboten über zeitweilige Inhaftierungen bis zur Arisierung des Perlhefterschen Betriebsvermögens.

Der eingangs erwähnte Max Riccabona, Sohn von Gottfried und Anna, für die Nazis also ein «jüdischer Mischling ersten Grades», verbrachte drei Jahre als Häftling im KZ Dachau, wobei aber die offiziellen Gründe sowohl für die vorangegangene Verhaftung im Mai 1941 und Polizeihaft in Salzburg als auch für die Überstellung 1942 nach Dachau unklar geblieben sind. Riccabona selbst behauptete, seine Verbindungen zu monarchistischen Kreisen hätten zu seiner Verhaftung geführt, aber dann wäre er im KZ wohl als «Politischer» betrachtet worden, was aber nicht der Fall war. Er war ein «Schutzhäftling», später auch Funktionshäftling im Dienste des für seine Menschenversuche berühmten KZ-Arztes Dr. Rascher.

Damit wären wir beim ungelösten Fall Riccabona, der sich kurz so zusammenfassen lässt: Max Riccabona behauptete nach 1945, im Widerstand tätig gewesen zu sein, sei es nun «nur» politisch in monarchistischen Zirkeln oder – völlig unglaublich, wenn man sich näher mit ihm beschäftigt – bei Geheimdiensten (von denen er mehrere aufzählte, von Gehlens Organisation bis zum britischen Secret Service). Es gibt dafür keinen einzigen noch so kleinen Beleg ausserhalb von Riccabonas eigenen Behauptungen (was sich bei Geheimdiensttätigkeiten natürlich gut begründen



Dora und Max Riccabona, um 1934. Bild: Vorarlberg Museum

lässt), aber es gibt einiges, das dagegen spricht und vermuten lässt, dass er eher ein Opportunist war. Zum Beispiel hat Riccabona als Landesobmann der Demokratischen Widerstandsbewegung, Landesleitung Vorarlberg, 1945 einem notorischen Feldkircher Nazi einen Persilschein ausgefertigt, der besagte, dass dieser Mann, der vor dem Anschluss illegaler Nazi gewesen war und 1938 sofort seine Parteimitgliedschaft erneuerte, während der Nazizeit sogar in zwei Widerstandsgruppen aktiv tätig gewesen sei.

Reiches privates Bildarchiv

Aber genug von dem einen dubiosen Riccabona. Das 500 Seiten starke Begleitbuch zur Ausstellung widmet sich hauptsächlich anderen Themen aus der Geschichte der Feldkircher Riccabonas und Perlhefters. Das reich bebilderte Buch ist hochinteressant, denn auch wenn mittlerweile relativ viel Literatur zur NS-Zeit in Vorarlberg vorliegt, ist vieles doch reine Fachliteratur ohne human touch, der sich hier auch durch die reiche Bebilderung mit den privaten Fotos der beiden Familien stark vermittelt, zum Beispiel durch das illustrierte Fotoalbum der damals 21-jährigen Schwester von Max Riccabona, Dora Riccabona (1918–2009).

Viele Fotos aus dem Buch finden sich, zu Übergrosse aufgeblasen, in der Ausstellung im Vorarlberg Museum. Auch diese ist sehr interessant – aber ob sich jemand, der keine Vorkenntnisse hinsichtlich der Familienverhältnisse hat, darin zurechtfindet, darf bezweifelt werden. Dafür gab es zu viele Gottfrieds bei den Riccabonas, und die zwei Mäxe könnte man in Unkenntnis der Lage auch durcheinanderbringen oder für einen halten. Dreidimensionales gibt es nicht allzu viel zu sehen, abgesehen von den im letzten Raum auf dem Boden verteilten Objekten aus dem Nachlass von Dora Riccabona, über denen eine Bildergalerie hängt, die zeigt, wie viele Vorarlberger Künstler Max Riccabona gezeichnet oder gemalt haben.

Ausstellung: bis 17. April, Vorarlberg Museum Bregenz

vorarlbergmuseum.at

Buch: *Der Fall Riccabona*, hrsg. von Peter Melichar und Nikolaus Hagen, Vorarlberg Museum Schriften, Verlag Böhlau Wien, Fr. 48.90

Kniekranke machen auch keine Kunst

Beide sammelten Aussen-seiterkunst. Der Psychiater Hans Prinzhorn und der Künstler Jean Dubuffet treffen sich im St.Galler Museum im Lagerhaus an der Schnittstelle von Psychiatrie und Kunst.

TEXT: WOLFGANG STEIGER

In Kinderzeichnungsmanier ist mit Farbstiften ein Beduine auf seinem Kamel gekritzelt, darum herum Fussabdrücke im Sand und oben ein paar Palmen. Im ersten Ausstellungsraum, in einer gelb ausgemalten, ovalen Fläche, hängt ein Werk des Meisters selbst: eine Dubuffet-Zeichnung von 1948. Sprechblasen mit Kommentaren Dubuffets im gleichen Gelb begleiten die Ausstellung.

Was meinte der Künstler Dubuffet wohl zu dieser und was zu jener Werkgruppe? Die Inszenierung weckt Neugierde und regt an, unter diesen Klassikern der Outsider Art aus der berühmten Heidelberger Prinzhornsammlung im Museum im Lagerhaus persönliche Favoriten herauszufinden.

Gegen jede Norm

Jean Dubuffet war ein Vertreter der sogenannten informellen Kunst, die unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg jegliche akademische Einengung des künstlerischen Ausdruckes ablehnte. Als sein wichtigstes Anliegen verlangte er die Erweiterung des Kunstbegriffes auf Kinderzeichnungen und Werke von Psychiatriepatienten. Der Art culturel setzte er die Art brut entgegen und nutzte sie als Inspirationsquelle für das eigene Schaffen ebenso wie als Gegenstand seiner künstlerischen Forschung.

Neben dem Bild mit dem Beduinen auf dem Kamel liegt in der Ausstellung auf einem Podest eine Neuausgabe von *Bildnerei der Geisteskranken* (1922) von Hans Prinzhorn auf. Dubuffet kannte das Buch schon lange, als er 1950 in der Psychiatrischen Universitätsklinik in Heidelberg die Prinzhorn-Sammlung in zwei Holzschränken gut erhalten vorfand. Die Ausstellung «Dubuffets Liste» bezieht sich auf die Kommentare, die er beim Besichtigen der Bilder notierte. Die maschinengeschriebene Liste befindet sich im Archiv der Stiftung Art brut in Lausanne.

Der Sitznachbar im Bus

Die Ausstellung zeigt Unterschiede und Ähnlichkeiten der Beurteilungskriterien Prinzhorns und Dubuffets. Der Psychiater Prinzhorn suchte «schizophrene Gestaltungsmerkmale in der Bildnerei der Geisteskranken» und sammelte Material für ein Museum der pathologischen Kunst. Er erkannte bald schon, dass die Werke von Anstaltsinsassen weder vom Inhalt noch von der Form her ein sicheres Urteil über die psychische Verfassung zuließen.

Dubuffet bewertet die Werke von «extrem gut» über «uninteressant» bis zu «nicht gut». Franz Karl Bühler zum Beispiel, einer von Prinzhorns Favoriten, fand Dubuffet nur mittelmässig. Die



Die Kreidezeichnung mit der Bestie von Franz Karl Bühler gehörte zu Prinzhorns Favoriten, Dubuffet fand sie mittelmässig.

Kreidezeichnung war ihm offensichtlich technisch zu gekonnt. Die Sammlung Prinzhorn interessierte ihn nicht wegen des pathologischen Hintergrunds, sondern sie entsprach seinem Anspruch, Kunst unabhängig vom Bildungsgrad zu sehen, als Werk «gewöhnlicher Menschen», sozusagen des Sitznachbars im Bus. Ein Ausspruch Dubuffets von 1948 besagt, dass «es ebenso wenig eine Kunst von Geisteskranken gibt wie eine Kunst der Magenkranken oder der Kniekranken».

Streit um Deutungshoheit in der Kulturkritik

Ein weiteres Dokument zur Prinzhorn-Sammlung tauchte vor kurzem in Heidelberg auf. Ein 1949 erstelltes Inventar der Schubladen der Schränke mit der Prinzhorn-Sammlung gibt die Fallnummern wieder. So konnte nun im Abgleich mit der maschinengeschriebenen Liste rekonstruiert werden, welche Werke Dubuffet in welcher Reihenfolge anschaute und welche er wahrscheinlich nicht sah. Die kunstgeschichtliche Forschung kann dadurch Dubuffets Art brut-Kriterien besser verstehen. Was nach detailverliebter Kunstgeschichte-Forschung aussieht, hat Bedeutung für die Kulturkritik der frühen 1950er-Jahre. Dubuffet verfasste auch kulturkritische Schriften wie 1949 das Pamphlet über die Vorzüge der Art brut gegenüber der kulturellen Kunst, womit er mit dem «Chef der Surrealisten», André Breton, in Streit um die Deutungshoheit geriet.

Es ist unterhaltsam und trotzdem tiefgründig, wie es der Schau gelingt, die zwei unterschiedlichen Auffassungen miteinander zu verknüpfen. Der gut gestaltete Katalog bietet fundierte Texte, die unter anderem auch einen kritischen Blick auf diesen besonderen Teil des Kunstbetriebs werfen. Der mit diskriminierenden Negativ-Notationen behafteten «Kunst jenseits der Kunst», auch Outsider-Kunst genannt, steht eine unvoreingenommene Wahrnehmung der Werke immer noch bevor.

Dubuffets Liste:
bis 12. März, Museum im Lagerhaus St.Gallen
Szenische Führung: 15. Januar, 14 Uhr

museumimlagerhaus.ch

Neue Töne auf den Hügeln

Zu wenig Auftrittsmöglichkeiten für junge Klassikstars: Das will Jürg Hochuli ändern. Zu wenig Raum für improvisierte Musik: Das will Patrick Kessler ändern. In den Appenzeller Hügeln tut sich einiges.

TEXT: PETER SURBER



Das Ensemble «A Paris» um Sängerin Annette Grieder. Bild: pd

Man kann über den Röstigraben klagen – man kann ihn aber auch heiteren Gemüts überwinden. Letzteres unternimmt ein neues Festival mit dem bilinguen Titel «Musique am Berg». Es findet Ende Januar auf der Schwägalp statt, mit klassischer Musik und Chansons aus der Romandie und aus Frankreich.

Musique am Berg: Musikalischer Brückenbau

Hinter dem Anlass stehen Jürg Hochuli und Nicole Borra aus Gais. Hochuli ist Veranstalter eigener Konzertreihen in der Tonhalle Zürich und in der Klosterkirche Münsterlingen. Von Gais aus organisiert er Konzerte mit Stars wie dem Pianisten und Dirigenten Andras Schiff, der Geigerin Patricia Kopatchinskaja, der Cellistin Sol Gabetta oder dem Dirigenten Philippe Herreweghe. Ein Flair hat Hochuli aber auch für junge Musikerinnen und Musiker. Er bietet ihnen in der Zürcher Tonhalle Auftrittsmöglichkeiten, unter anderem zusammen mit Andras Schiff in der Reihe «Building Bridges».

Brückenbauen will auch das Festival «Musique am Berg». Am 29. Januar gibt das junge Pariser Streichquartett Quatuor Van Kuijk im Saal des neuen Schwägalp-Hotels eine Matinee mit einem ausschliesslich französischen Programm (Debussy, Ravel und Poulenc). Am Abend davor tritt der Freiburger Liedermacher Pierre-Do auf. Er ist mit seinen eigenen, zwischen Melancholie und Selbstironie pendelnden Chansons seit 20 Jahren auf den Bühnen der Westschweiz präsent und tritt auf der Schwägalp in exquisiter Formation auf: begleitet von einem Streichquintett. Die Brücke zur hiesigen Musikszene baut schliesslich am Vorabend das Programm «A Paris». Die Sängerin Annette Grieder singt, begleitet von Lorena Dorizzi (Cello), Brigitte Schmid (Akkordeon) und Simon Meier (Klavier) ein eigens für das Festival erarbeitetes Programm, das frankophile Ohren beglücken dürfte: mit Chansons von Yves Montand, Barbara, Charles Aznavour und anderen.

Französisch in der Ostschweiz? Ça n'existe pas, sagt Hochuli und kritisiert, dass die Debatte ums Frühfranzösisch stets nur unter Aspekten der Grammatik und Lernschwierigkeiten geführt

wird, statt die Chance für kulturellen Austausch und Horizonterweiterung ins Zentrum zu rücken. Aber auf der Schwägalp soll es nicht um Kontroversen gehen; man wolle vielmehr, sagt Nicole Borra, die eigene Begeisterung weitergeben für einen musikalisch überaus reichen Kulturkreis. Und, ergänzt Hochuli: eine neue Auftrittsmöglichkeit schaffen. Es gebe viele grossartige Talente unter den jungen Musikern – und viel zu wenig Podien für sie. In St.Gallen etwa existiert gerade einmal der Meisterzyklus in der Tonhalle, mit in der Regel einem einzigen Streichquartett-Abend pro Saison. Schade für das Publikum, findet Hochuli, und schade um all die Köpfe, zum Beispiel das Pariser Quatuor Van Kuijk.

Die «Musique am Berg» kann man einzeln besuchen – oder zusammen mit Essen und Übernachtung als «Gesamtpaket», das ausdrücklich auch Ruhe mit einschliesst. Denn Ende Januar ist die Sântsbahn in Revision. Die Schwägalp ist Endstation, die Touristenmassen bleiben aus – dafür könne man auf geradezu mystische Stimmungen hoffen, sagen Hochuli und Borra.

Musique am Berg:
28. und 29. Januar, Schwägalp
musiqueamberg.ch

Klingende Schopfe: Kesslers Kontrabass und Kollaborationen

Patrick Kessler und sein Bass sind nicht zu übersehen und zu überhören in der Ostschweizer Musikszene. In diversen Formationen und Kollaborationen ist der in Gais lebende Musiker präsent, immer ideensprühend, blendend vernetzt. Vom Kollaborateur Kessler später mehr – jetzt taucht er erst einmal solo auf. Er veröffentlicht ein Triple-Album, drei Vinyl-Singles zu je 6 Minuten, 18 Minuten mit «Kontrabass und etwas Strom». «Miniaturen» nennt er seine Kompositionen. Sie sind das Ergebnis rund einjähriger Arbeit und eines «bewusst gewählten Verdichtungsprozesses», der sich nicht zuletzt um die Frage drehte: Wie schafft man es, in drei Minuten musikalisch etwas zu sagen?

Gar nicht so einfach, sagt Kessler, erst recht in der improvisierten Musik, die sich manchmal erst auf einem längeren Weg entwickelt und zu sich findet. In seiner bildhaft gewitzten Art (er denke auch musikalisch in Bildern, sagt er) nennt Kessler das Album *Sum Sum*: Der Bassist, normalerweise als Begleiter im Hintergrund gefragt, summe auf dem Heimweg seine Töne weiter und immer weiter, er suche nach den Klangpartikeln und stosse damit unversehens summend auf existentielle Fragen.

Aufgenommen hat er die Triple-Single zuhause im Appenzeller Bauernhaus, die Verpackung gestaltet die in Trogen lebende Künstlerin Karin Bühler, Plattentaufe ist am 30. Dezember im Palais Bleu in Trogen, und dort wird *Sum Sum* über die Lautsprecher des Chuchchepati Sound Systems zu hören sein. Das klingt definitiv fremdartig und sieht auch so aus: Lautsprecher in der Form gigantischer Trichter oder Hörrohre. Sie stammen aus Nepal, Kessler und sein Duopartner Sven Bösiger haben sie auf ihrer Nepal-Tournee kennengelernt und erworben. Inspirationen von dort, Klänge,

Rhythmen, Melodien fliessen in Kesslers eigene Musik ein. Dieses «Eigene», wie nennt er es? Improvisierte Musik trifft die Sache einigermassen genau, noch genauer: «Echtzeit Musik». Oder auch: «Der wohlpräparierte Kontrabass». Damit spielt Kessler auf Bachs «Wohltemperiertes Klavier» an, das, simpel gesagt, die Harmonik ausbalancierte, allen Tonarten die gleiche Wertigkeit gab – aber um den Preis einer eingemitteten Ton-Reinheit, die Kessler zunehmend weniger behagt.

Nach diesem Exkurs in die Untiefen der Harmonik die Exkursion in die hügligen Höhen. Dort hat Kessler zum einen das «Improvisorium» ins Leben gerufen: Statt das Publikum zur Musik zu holen, kommen Musikerinnen und Musiker zu den Leuten in deren gute Stube. Die «Appenzeller Stuben für improvisierte Musik» sind erst am Anlaufen – während bereits eine andere grosse Kessler'sche Kiste sich ankündigt: Ende August eröffnen für zehn Tage die «Klang Moor Schopfe». Acht alte, landwirtschaftlich genutzte Scheunen, eben «Schopfe», auf der Hochebene beim Stoss

werden von Klangkünstlerinnen und -künstlern bespielt. Die Teilnehmenden sind so international wie hochkarätig – Namen wie Norbert Möslang, Albert Oehlen oder Roman Signer aus der Nähe, daneben Jutta Koether aus Deutschland, die sibirische Audiokünstlerin Olga Kokcharova, Svetlana Maras aus Belgrad, Jason Kahn aus den USA, das Norient Festival Bern und andere. Mit akustischen und installativen Mitteln soll die Landschaft «ausgelotet» werden.

Festivals gibt es zwar reichlich, aber diese beiden muss man sich vormerken für einen Trip in die klingenden Ausserrhodener Hügel: im Januar auf die Schwägalp, im September auf den Stoss.

Plattentaufe Sum Sum: 30. Dezember, Palais Bleu Trogen, 5. Januar, Nextex Projektraum im Konsulat an der Frongartenstrasse 9 in St.Gallen

Klang Moor Schopfe: 1. bis 10. September

editiondubplaz.ch

appenzellerstubenfuerimprovisiertemusik.com

CONTAINER

Mit alten Freunden einen trinken

TEXT UND BILD: STEFANIE ROHNER



Die Container in St.Margrethen. Bild: pd

Von August bis Oktober 2016 haben sie im St.Galler Güterbahnhof-Areal Aufsehen erregt, als Raum für das temporäre Stadtteil-Programm Lattich. Eigentlich aber gehören sie nach St.Margrethen, wurden vor vier Jahren von der Klausgesellschaft zum Leben erweckt und vor drei Jahren zusätzlich mit Kultur und Musik ergänzt: die Container im Park St.Margrethen. Was dort stattfindet, ist «ein Angebot für alle. Von Kleinkindern bis zu Seniorinnen und Senioren kommen alle zusammen und können sich austauschen», sagt Roger Graf, Mitglied der Klausgesellschaft. Mit den selbst umgebauten Containern schaffen es die Organisatoren jedes Jahr, etwas mehr Leute anzulocken.

Den Winter wärmer machen

Dem Aish Collective, bestehend aus sechs Mitgliedern, geht es darum, den Winter jedes Jahr etwas wärmer und gemütlicher zu machen. Dank ehrenamtlichem Einsatz wird der Park zum Erlebnis. Transport und Wiederabbau der Container sind jedoch aufwendig; so entstand der Wunsch, einen Monat länger vor Ort zu sein. «Da kam Thomas Oesch ins Spiel, der viele Musikerinnen und Musiker kennt. Mit ihm konnten wir ein Kulturprogramm anbieten», sagt Graf.

Thomas Oesch holt jedoch nicht nur Musiker in die Container, auch Poetry Slam, Kino oder eine Fotoausstellung finden darin

Platz. Regionale Künstlerinnen und Künstler haben mit «Kultur im Container» vom 16. bis 28. Januar die Möglichkeit, an einem unkonventionellen Ort ihr Schaffen zu zeigen. «Die Bands spielen auf engstem Raum. Der Abstand zum Publikum könnte kleiner kaum sein. So nahe ist man bei einem Auftritt nie an den Musikern», sagt Oesch.

Die Bands, die bislang in den Schiffscontainern spielen konnten, zeigen sich begeistert vom Ort. Menschen, die zufällig am Park vorbeikommen, sind sich oft nicht sicher, ob der Ort öffentlich zugänglich ist. «Vielleicht fehlt ihnen der Mut, einfach reinzuschauen. Aber es sind alle herzlich willkommen», betont Graf.

Um Gewinn geht es nicht

Die Container bringen nicht nur die verschiedenen Besucher zusammen, sondern auch alle, die mithelfen. «Man trifft viele verschiedene Menschen, was ich spannend finde», sagt Oesch. Kultur darf für ihn im kleinen Rahmen stattfinden. Deshalb soll «Kultur im Container» sich zwar weiterentwickeln, nicht aber grösser werden. «Um den Gewinn geht es uns nicht, sondern darum, die Leute zu begeistern und die Freude daran zu erhalten», sagt Oesch. So ist der Eintritt auch im dritten Jahr noch kostenlos.

Graf sagt, es sei die Vielfaltigkeit, die begeistere. «Das Zusammenspiel aus Handwerk, Tradition und Kultur ist belebend.» Man könne Musik hören und dabei alte Freundinnen und Freunde treffen. «Einige kommen nur einmal im Jahr zurück in ihren Heimatort. Es ist toll, wenn man mit ihnen mal wieder einen trinken kann.» Lea Brunner kümmert sich meist um den Gastrobetrieb. «Wir halten es einfach und alle mögen das. Es braucht kein riesiges Angebot, sondern etwas Bodenständiges.»

Das Januar-Programm verspricht ebenfalls genau das: Enrico Lenzin oder Afternoon Daydreams, die am diesjährigen BandxOst den zweiten Platz belegten, bestreiten das Musikprogramm. Das Ostschweizer Jazz Kollektiv verlegt seine traditionelle Jam Session in den Container, es gibt einen Poetry Slam, und Kuno Bont zeigt seinen *Rheinholzer*-Film. Der Container verspricht zwölf abwechslungsreiche Tage.

**Kultur im Container:
16. bis 28. Januar, Pavillon im Park, St.Margrethen**

kulturimcontainer.ch

Monatstipps der Magazine aus Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Vaduz und Winterthur

AAKU
Aargauer Kulturmagazin

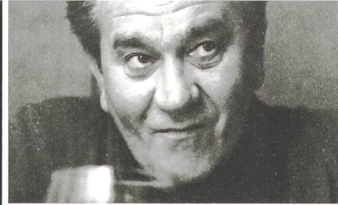


Universen bauen

Luigi Archetti ist bekannt als Musiker und Komponist von experimenteller Musik. Mit anhaltend grosser Neugierde zeigt er mit «Closed Circuits» im Kunstraum Baden, wie er ein Universum baut, in dem Bild, Klang, Raum, kollektive und persönliche Erinnerung auf vielfältige Art interagieren. Die Songs dürften so manchen Kenner von Archettis Musik überraschen. So melancholisch und voller Poesie hat man ihn noch nie gehört.

Closed Circuits
bis 12. März (19.12. bis 13.1. geschlossen) Kunstraum Baden
kunstraum.baden.ch

Programmzeitung
Kultur im Basler Raum



Lyrik diskutieren

Ein Statement dafür, dass die Poesie ungebrochen eine ihr eigene Kraft besitzt, ist das Lyrikfestival Basel. Neben der Würdigung grosser Namen wie der Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller oder dem verstorbenen Basler Dichter Rainer Brambach (Bild), will das Festival auch Einblicke in das aktuelle lyrische Schaffen geben, die heutige Bedeutung von Lyrik diskutieren und junge Talente vorstellen. Last but not least wird der Basler Lyrikpreis vergeben.

14. Internationales Lyrikfestival:
27. bis 29. Januar, Literaturhaus Basel
lyrikfestival-basel.ch

BKA
BERNER KULTURANZEIGEN



Jazz entdecken

Pünktlich zum Jahresbeginn gibt es frischen Schweizer Jazz in Bern zu entdecken. Am Winterfestival des BeJazz Clubs in den Vidmarhallen am Stadtrand spielt etwa die junge lokale Hoffnungsträgerin des experimentellen Jazz Rea Dubach (Bild) mit ihrer Band Tellurian. Zudem gibt es afro-karibische Klänge von Hagmann's Choice, der Gruppe des Lausanner Bassisten Manu Hagmann oder Neues vom Klavier-Posaunen-Duo Nils Wogram & Bojan Z. **BeJazz Winterfestival 2017**
19. bis 21. Januar, BeJazz Club in den Vidmarhallen, Liebefeld
bejazz.ch

041
Das Kulturmagazin



Moral erschüttern

Der Norweger Henrik Ibsen (1828–1906) war und ist ein beliebter Naturalismus-Dramatiker. Das Luzerner Theater führt «What about Nora?» auf. Ibsens 1879 erschienenes Erfolgsstück erschütterte als Krimi des Seelenlebens die bürgerliche Moral und entwickelte sich bald zum Symbol für die Emanzipation der Frau. Modernität pur.

What about Nora?
18. Januar bis 12. Februar,
Box des Luzerner Theaters
luzernertheater.ch/diebox

KuL



Migration tanzen

Drei Tänzer/innen und zwei Schauspielerinnen aus Afrika, Japan und Liechtenstein erarbeiten mit Regisseur Hanspeter Horner und Choreografin Jacqueline Beck ein Stück über Reisende, Migranten und Flüchtlinge, das sich collagenartig mit unserem Bedürfnis nach Sicherheit auseinandersetzt. Ein groteskes Tanztheater mit Videoprojektionen, das versucht, trotz Tragik den Humor nicht ganz zu verlieren, denn: Komik ist überwundene Tragik. **Die Hohe Kunst des Wegschauens**
14. Januar, 20.09 Uhr,
TAK-Theater Schaan
tak.li

Coucou



Winterthur erkunden

Velo-Sightseeing auf den Stadtmauern Luccas, Schaufahrten an den Uferpromenaden Tel Avivs, die Suche nach einem Plätzchen in den überfüllten Fahrradparkzonen rund um den Bahnhof Winterthur; Zweiräder sind aus dem urbanen Raum nicht wegzudenken. Das Gewerbemuseum greift diesen Sachverhalt in seiner Ausstellung «Bike I Design I City» auf und blickt auf die Eigenheiten des städtischen Fahrradfahrens. **Bike I Design I City**
29. Januar bis 30. Juli,
Vernissage: 28. Januar, 16 Uhr,
Gewerbemuseum Winterthur
gewerbemuseum.ch

KOLT



Reduktion schätzen

Im Rahmen der Ausstellung «Ferdinand Gehr – Bauen an der Kunst» diskutieren die Architekten Marco Bakker, Matthias Kissling und Roland Züger das Werk. Im Zentrum steht die Frage, weshalb die Architekten der Schweizer Nachkriegsmoderne Gehrs reduzierte Formsprache so sehr schätzten und worin sich die fruchtbare Zusammenarbeit zwischen dem Künstler und den führenden Baumeistern seiner Zeit manifestierte. **Reden über Gehr**
31. Januar, 19.15 Uhr,
Kunstmuseum Olten
kunstmuseumolten.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbepattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren.

kulturpool.biz